Vorher totes Bächlein, heute Biotop – Elfjährige renaturieren die Engelbek

GENERATION GRÜN

Bildung ist der Schlüssel zu einer nachhaltigeren Zukunft. Doch wie bringt man Schülern und Studenten bei, anders zu leben und zu wirtschaften? Eine Reise zu den Keimzellen des Wandels

TEXT Felix Brumm und Christiane Langrock-Kögel **FOTOS** Tobias Stäbler

Als Felix Finkbeiner begann, sich dem Klimawandel entgegenzustellen, war er neun Jahre alt. Ein Grundschulkind aus einem bayerischen Dorf, die Brille schief auf der Nase; ein schmaler Junge, der auf internationalen Konferenzen in flüssigem Englisch erklärte, dass Erwachsene in zu kurzen Zeiträumen dächten. „Sie wissen genau, dass ihre Autos zu viel Sprit verbrauchen. Hoffentlich sind die, die jetzt Kinder sind, später nicht so doof!“

Seine Idee war einfach: Kinder pflanzen Bäume für eine bessere Welt. Den ersten Baum, einen Zierapfel, setzte Felix im März 2007 vor seine Schule. Drei Jahre später war seine Initiative Plant for the Planet in mehr als 70 Ländern aktiv; Felix sprach vor dem Europaparlament und den Vereinten Nationen. Er traf Kofi Annan, den ehemaligen UN-Generalsekretär, und Al Gore, den früheren US-Vizepräsidenten. Heute ist Felix 17, trägt Jackett und Zahnspange. Der Ticker auf der Plant-for-the-Planet-Homepage zählt, Stand August 2015: Weltweit sind über 14 Milliarden Bäume gepflanzt. Nächstes Ziel: 1000 Milliarden bis 2020.

Felix Finkbeiner mag ein seltsamer Junge sein. Einer, der lieber die Welt rettet, als mit Gleichaltrigen abzuhängen. Aber damit ist er nicht der Einzige. Der Niederländer Boyan Slat kam als 16-Jähriger nach einem Tauchgang im Griechenland-Urlaub auf die Idee, die Weltmeere vom Plastikmüll zu befreien. Von der Fachwelt zunächst belächelt, hat der mittlerweile 21-Jährige via Crowdfunding bereits zwei Millionen US-Dollar eingesammelt – und weiß zahlreiche Experten auf seiner Seite. In den USA verklagen unterdessen Teenager ihre Bundesstaaten wegen Vernachlässigung ihrer Aufsichtspflicht der Umwelt gegenüber. Auch wenn die Klagen abgewiegelt werden, das mediale Interesse ist groß.

Der Klimawandel ist für ein Drittel der deutschen Jugendlichen und jungen Erwachsenen das wichtigste Umweltthema – zumindest laut des im Frühjahr 2015 veröffentlichten „Nachhaltigkeitsbarometers“, das die Umweltschutzorganisation Greenpeace bei der Leuphana Universität Lüneburg in Auftrag gegeben hat. 92 Prozent der Befragten, so das Fazit, sind für die Energiewende; mehr als drei Viertel möchten künftig Ökostrom beziehen. Ein Befund, der an die Ergebnisse der Bertelsmann-Jugendstudie aus dem Jahr 2009 anschließt; sie hatte ergeben, dass Nachhaltigkeit für sechs von zehn Jugendlichen ein wichtiges Thema ist, dringlicher als Wirtschaftskrise und Terror-Gefahr. Sieben von zehn Befragten hatten damals mehr Bildung für nachhaltige Entwicklung gefordert.

Wie weit sind Kindergärten und Schulen, Berufsschulen und Hochschulen damit gekommen? Eine aktuelle Umfrage der Universität Hildesheim ermittelte im Juni 2015: Von 1200 Hildesheimer Fünft- und Neuntklässlern können rund 70 Prozent nicht beschreiben, was „Umwelt“ eigentlich ist. Und das, obwohl die Vereinten Nationen in den vergangenen zehn Jahren mit der UN-Dekade „Bildung für nachhaltige Entwicklung“ versucht haben, das Thema mittels unzähliger Projekte und Aktionen in den Bildungssystemen ihrer 193 Mitgliedsstaaten zu verankern.

Für die schulische Bildung in Deutschland fällt das Greenpeace-Barometer ein klares Urteil. Zwar hätten 71 Prozent der Jugendlichen im Unterricht schon etwas von nachhaltiger Entwicklung gehört, heißt es dort. Aber eben auch, dass das Thema bei weitem noch nicht systematisch in die Bildungspläne integriert sei und immer noch Projektcharakter habe. Zu oft hänge es vom Engagement einzelner Lehrer ab, ob Schüler lernten, nachhaltiger zu denken und zu handeln. „Schule vermittelt Kindern nicht die zugrundeliegenden Ideen einer zukunftsfähigen Welt.“

Der Berliner Professor Gerhard de Haan, Erziehungswissenschaftler, hat das deutsche Nationalkomitee der UN-Bildungsdekade geleitet. Es dauere rund 30 Jahre, sagt er, von der „Idee, dass sich etwas ändern muss“ bis zu dem Zeitpunkt, an dem dafür auch die

„MAN MUSS ALLTAGSNAH BLEIBEN – UND VON DER LEBENSWELT DER KINDER AUSGEHEN“

LENELIS KRUSE-GRAUMANN,
Professorin für Nachhaltigkeitspsychologie

nötigen Kompetenzen im Bildungssystem vorhanden sind. Sprich: bis das Thema Nachhaltigkeit in der Lehrerausbildung verankert ist und entsprechend ausgebildete Pädagogen an den Schulen unterrichten. Seit Ende der neunziger Jahre laufen Modellversuche in allen Bundesländern. Es gibt heute Agenda21-Kitas, Fair-Trade- und Umweltschulen, ein Netzwerk nachhaltiger Schülerfirmen, dazu zahlreiche Angebote außerschulischer Bildungsträger. Die Kultusministerien arbeiten an einer Revision der Bildungspläne und an der Umsetzung eines aus der UN-Dekade resultierenden Weltaktionsprogramms.

Kita-Kinder, die das Stromsparen lernen. Grundschüler, die Bio-Gemüse anbauen. Gymnasiasten, die

MARIE JULIE CONRAD, 11: *„Ich habe bei dem Engelbek-Projekt gelernt: Wenn jeder seinen Abfall auf den Boden wirft, würden wir komplett im Müll leben. Wir müssen die Natur sauberhalten – die ist schließlich unser aller Wohnung!“*

LARISSA SUCHALLA, 11: *„Ich will, dass die Umwelt für Menschen und Tiere nicht zerstört wird. Früher habe ich da nicht so aufgepasst, aber heute achte ich wirklich darauf, wo ich hintrete und dass ich keine kleinen Tiere zertrampele.“*

MALTE HÖPPNER, 12: *„Ich finde es spannend, was man unweltmäßig alles verbessern kann. Mich interessieren Tiere. Ich bin viel draußen anstatt am Handy zu hängen. Meine Lieblingstiere sind Tiger. Die sind leider vom Aussterben bedroht.“*

CHIARA CHIMARA, 11: *„Ich fand das erst nicht so toll, unsere ersten Arbeitseinsätze am Bach. Die ganzen Insekten haben mir eine Gänsehaut gemacht. Aber dann war es doch nicht so schlimm. Und jetzt finde ich das Engelbek-Projekt richtig cool.“*

Flüsse renaturieren. BWL-Studenten, die lernen, wie man ökologisch und sozial wirtschaftet.

Wie eine Bildung zu mehr Nachhaltigkeit aussehen kann, zeigt sich an vielen Orten in Deutschland.

Eine Reise zu den Keimzellen des Wandels.

Ab welchem Alter kann man Kindern die Probleme dieser Welt zumuten? Die Umweltstiftung Save Our Future aus Hamburg glaubt: so früh wie möglich. „Um mit dem Thema zu beginnen, gibt es keinen besseren Ort als die Kita“, sagt Save-Our-Future-Geschäftsführer Ralf Thielebein. Die Stiftung bietet Fortbildungen für pädagogische Fachkräfte im Raum Norddeutschland an; zudem können sich Kindertagesstätten als „KITA21“ auszeichnen lassen. Die Nachfrage ist groß: Rund 200 Kitas hat die Stiftung seit 2010 zu „Lernorten nachhaltiger Entwicklung“ befördert – und dazu 550 Pädagogen fortgebildet.

Eine der Zukunfts-Kitas ist die DRK-Kita in Hetlingen, Schleswig-Holstein, kurz hinterm Elbdeich. Zehn Erzieher sorgen hier dafür, dass schon die Kleinsten ihren Müll trennen, Bananen aus fairem Handel essen und das Licht ausschalten, wenn sie den Raum verlassen. Sie verorten bedrohte Tierarten auf dem Kinderglobus und besuchen Legehennen auf dem Nachbarhof. „Hier geht ganz viel über eigenes Erleben und Ausprobieren“, sagt Kita-Leiterin Birte Koch-Behrend. Die Themen: vor allem Wasser, Tiere und Ernährung. Aber auch Probleme wie Kinderarbeit oder CO_2-Ausstoß werden nicht ausgespart.

Wie erklärt man so kleinen Kindern etwas so Abstraktes wie CO_2? „Das ist schwierig“, gibt Koch-Behrend zu. Daher hat sie für diesen Tag eine Ernährungsberaterin gebucht, die mit den Kindern ein CO_2-armes Menü kochen soll. Auf dem Speiseplan stehen Spaghetti Bolognese – aus Tofu. Dazu Brot mit veganem Pesto. Die Beraterin versucht, am Beispiel von Tiefkühl-Pommes kurz das Thema CO_2 zu umreißen. Dann geht’s ans Kochen. Fragen in die Runde zeigen: Die meisten Kinder wissen durchaus schon, was regionale Produkte sind.

„Aber kennt Ihr auch das?“, fragt die Expertin und hält ein Stück Tofu in die Höhe. „Sieht aus wie Fleisch“, sagt einer. Tofu statt Kuh, das soll sich dann in den kleinen Köpfen verankern? „Natürlich geht nicht jedes Kind mit dem gleichen Wissen nach Hause“, sagt die Kita-Leiterin. „Das hängt auch von den Eltern ab. Stärker verinnerlicht wird das, was immer wieder aufgefrischt wird.“

Eine Montessori-Grundschule in Berlin-Kreuzberg. Neben einem 180 Quadratmeter großen Gemüseacker auf dem Schulhof stehen etwa 20 Kinder zwischen zehn und zwölf Jahren im Kreis. Zwischen ihnen ihr Lehrer Karlheinz Reus, 59, Sweatshirt, grauer Bart, unerschütterliche Ruhe, sowie drei so genannte Ackerpaten, sprich: eine Nachbarin und zwei angehende Pädagoginnen. Reus fragt seine Schüler, was heute zu tun sei. „Der Mangold sieht erntereif aus“, sagt ein Junge. Ein anderer: „Wir müssen hacken.“ Aha, fragt Reus, warum das? „Damit der Regen besser in den Boden eindringt!“

„BILDUNG FÜR NACHHALTIGE ENTWICKLUNG BRAUCHT MEHR LUFT IM CURRICULUM. SCHULE MUSS ENTSPANNTER WERDEN“

GERHARD DE HAAN, *Erziehungswissenschaftler*

Die Gemüse-Ackerdemie ist ein schulbegleitendes Bildungsprogramm. Sie trägt von außen ins System, was es selbst vielerorts noch nicht leistet: Erziehung zur Nachhaltigkeit. Der Kopf hinter der Schulacker-Idee ist Christoph Schmitz, 32, promovierter Agrar-Ökonom, der von einem schönen alten Bauernhof in Nordrhein-Westfalen stammt – und in seiner Kindheit eine zentrale Erfahrung machte: Der Mensch ist von der Natur abhängig. Wenn der Wind die Blüten von den Apfelbäumen fegt oder der Kartoffelkäfer das Feld kahl frisst, gibt es in diesem Jahr keine Äpfel und keine Kartoffeln. Aber welches Kind – und welcher Erwachsener – spürt das heute noch, wo doch das Gemüseregal im Supermarkt immer voll ist?

Schmitz und sein kleines Team haben ein Curriculum entwickelt, das Schulkinder rund zwei Stunden pro Woche mit der Natur bekannt macht: Von März bis Oktober geht es auf den Acker, davor und danach kommt der theoretische Teil. Das Pilotprojekt lief 2013, inzwischen betreibt der Trägerverein Ackerdemia e.V. Schulgärten an 20 Standorten in Deutschland. Die Schulen bezahlen einen Anteil an den Kosten für das Einrichten des Felds, für Saatgut und Lehrmaterial, für die Schulung von Lehrern und Ackerpaten.

Im Idealfall, und der ist in Kreuzberg eingetreten, spielen die Klassen mit dem Verkauf des selbstgezogenen Gemüses an die Schulkantine oder die Eltern die Kosten selbst wieder ein. 800 Euro haben die Montessori-Schüler 2014 erwirtschaftet. Einer von ihnen ist Kasimir, er kauft an diesem Tag ein Radieschen für 21 Cent. Den Preis hat er selbst bestimmt. Er weiß, wie lange es brauchte, bis das Ding so schön rot und groß war. Wertschätzung für Lebensmittel, Respekt vor der Natur: Kasimirs Radieschen wird aller Wahrscheinlichkeit nach nicht im Müll landen. ▶

„Ich kann das!“

Bildung zur Nachhaltigkeit heißt in erster Linie: Kinder müssen lernen, dass sie etwas verändern und erreichen können, sagt Erziehungswissenschaftler Gerhard de Haan

INTERVIEW Christiane Langrock-Kögel

Herr de Haan, die Kinder, Jugendlichen und Studenten, denen Sie begegnen – was sind das für junge Leute? Wo stehen sie auf dem Weg zu mehr Nachhaltigkeit?

Ganz auffällig ist in den letzten Jahren: Die Jugendlichen denken heute sehr global. Die Gerechtigkeitsfrage ist für sie ein großes Thema – weit vor dem Umweltschutz. Also eher „Fair Trade“ als „Wir retten noch ein Stück Urwald“. Wobei das natürlich alles zusammenhängt.

Woher kommt dieses Bewusstsein? Aus dem Elternhaus oder aus Kindergarten und Schule?

Verteilungsfragen sind für jedes Kind wichtig. Und die globale Perspektive schaffen Internet und Medien, aber natürlich auch Schule und Elternhaus. Nehmen wir die Diskussion über Kinderrechte in der Grundschule – ein ziemlich neues Thema in den Lehrplänen. Wenn man Kinderrechte in der globalen Perspektive betrachtet, ist man sehr schnell bei Nachhaltigkeitsthemen.

Sind Kinder heute achtsamer und bewusster?

Sie sind informierter, bekommen in unserer Medienwelt mehr Elendssituationen vor Augen geführt. Und auch in der Schule werden Fragen der globalen Gerechtigkeit behandelt. Eine Kollegin aus der Schweiz, Christine Künzli David, hat das am Beispiel Spielzeug vorgeführt. Sie fragte die Schüler: Wo kommt eigentlich euer Spielzeug her? Dann ist sie mit den Kindern ins Kaufhaus gegangen, hat sie gefragt, wo das alles wohl hergestellt wird. Die Kinder dachten: Sicher im Keller des Kaufhauses. Dort haben sie aber keine Produktion gefunden. Langsam näherte man sich dann den Fabriken in China, dem Thema Kinderarbeit und Chemikalien. Die Diskussion führte bis hin zu so klugen Fragen wie: Wenn die chinesischen Kinder nicht mehr arbeiten, haben die Familien dann noch etwas zu essen? Vor 20 Jahren hat so etwas keiner in einer Grundschule zum Thema gemacht.

GERHARD DE HAAN, 63,

ist Professor für Zukunfts- und Bildungsforschung an der FU Berlin. Von 2005 bis 2014 war er Vorsitzender des deutschen Nationalkomitees der UN-Dekade Bildung für nachhaltige Entwicklung

==========

Kann man solche Fragen auch in der Kita schon aufgreifen?

Zumindest im ganz konkreten Kontext: Wir sind fünf Kinder und haben sieben Kekse – wie teilen wir die auf? Nach welchen Gesichtspunkten? Wer kriegt mehr: der, der heute besonders brav war? Oder der, der sie mitgebracht hat?

Sind Verteilungsfragen wirklich der zentrale Aspekt einer Bildung für mehr Nachhaltigkeit?

Die entscheidende Frage ist: Wozu muss die nächste Generation in der Lage sein? Ich glaube: Bildung muss die sogenannte Selbstwirksamkeits-Erwartung steigern. Also den Glauben daran, dass ich etwas kann. Und dass ich etwas durchhalten oder neu versuchen kann, trotz möglicher Niederlagen. Wichtig ist auch, auszuhalten, dass man nicht alle Informationen zu einem Thema haben kann. Und trotzdem entscheidungsfähig ist. Das ist eine Grundbedingung für die Zukunft, ganz unabhängig davon, ob es ums Thema Nachhaltigkeit geht.

Aber sagen wir Kindern, die mit irgendwelchen fantasiereichen Lösungsansätzen zu uns kommen, nicht ständig: Ach, das ist alles viel komplizierter, als du denkst!

Ja. Aber das ist ihnen gegenüber nicht fair. Erwachsene beharren in vielen Punkten auf dem Ganz-Genau-Wissen-Wollen; Kinder adaptieren das dann irgendwann. Auch wenn die meisten Probleme natürlich ziemlich vielschichtig sind, die Haltung „Wir machen’s trotzdem“ ist nicht die falsche.

Je früher man Kinder mit Nachhaltigkeitsthemen konfrontiert, desto besser prägen sie sich ein, stimmt das?

Ich bin kein Freund dieser ganzen Psychologie des frühen Alters. Ich glaube aber, dass Erzieher und Grundschullehrer ein steigendes Bewusstsein für ein nachhaltigers Leben, Arbeiten und Wirtschaften haben. Interessanter als die frühe Kindheit finde ich die Phase der beruflichen Ausbildung und des Studiums – in diese Felder muss man hinein. Denn da wird vieles entschieden und die jungen Leute nehmen ihren Platz in der Gesellschaft ein.

FOTO FU Berlin

Wie man sozial und ökologisch korrekt wirtschaftet, lernen auch die Schüler der Rudolf-Graber-Schule im badischen Städtchen Bad Säckingen. Dort gibt es seit 15 Jahren eine nachhaltige Schülerfirma, eine der ersten Deutschlands. Die Rudolf-Graber-Schule ist eine Förderschule; Kinder, die hier lernen, weichen „in ihren Leistungen und ihrem Verhalten von dem ab, was gemeinhin von Gleichaltrigen erwartet wird“, heißt es auf der Homepage.

Wie an allen Orten, an denen bereits funktionierende Modelle einer Bildung für mehr Nachhaltigkeit etabliert sind, steht auch in Bad Säckingen ein Überzeuger hinter dem Projekt. Hans-Walter Mark, 62, kommt aus der Landwirtschaft. Ein Mann mit kariertem Kurzarmhemd, Bundfaltenhose, grauem Schnauzer. Mark hält Schafe, es waren mal zehn, im Moment sind es drei. Er hat Freunde, die ebenfalls Kleinschafzüchter sind. Das war der Ausgangspunkt seiner Idee. Für eine nachhaltige Schülerfirma ist Schafwolle ein guter Rohstoff. Er wächst nach, ist regional und lässt sich kreativ verarbeiten.

Angefangen haben sie in Bad Säckingen mit einer Nackenrolle. Ein Stoffschlauch, gefüllt mit Naturwolle. „Das war der Hit“, sagt Mark. Inzwischen reicht die Palette von Wandbildern bis zu gefilzten Krippenfiguren. Produktion, Verwaltung und Verkauf übernehmen die Schüler weitestgehend selbst. Mark und seine Kolleginnen Rita Benz-Goldberg und Ines Bölle haben auch externe Partner ins Boot geholt. Die Volksbankfiliale unterrichtet in Buch- und Kontoführung. Die Gatex, Aus- und Weiterbildungsstätte für die Textilindustrie, hilft beim Waschen und Färben der Wolle.

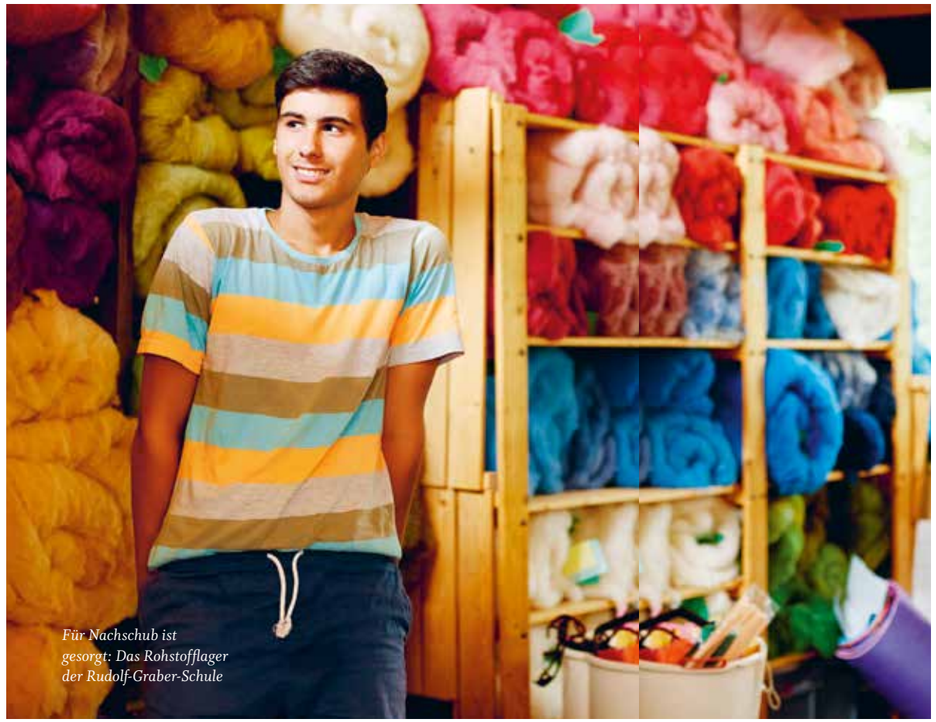
Entlang der gesamten Wertschöpfungskette tauchen schwierige Fragen auf. Kaufen wir zu einem fairen Preis ein? Oder: Färben wir mit Chemie? Dilemmata nennen Pädagogen solche Konfliktsituationen, in denen man Vor- und Nachteile abwägen und Prioritäten setzen muss: Gehe ich den nachhaltigen Weg? Kann ich ihn hier gehen? „Das sind Entscheidungen, die wir jeden Tag fällen müssen“, sagt Lehrer Mark. „Autofahren oder Laufen. Bio oder konventionell. Die Schüler sollen sich das bewusst machen. Und lernen, dass es nicht immer eine optimale Lösung gibt.“

Um mehr Dilemmata aufzuzeigen, starten die Lehrer neben der Wollverarbeitung immer wieder neue

„ICH HABE GELERNT, DASS MAN MIT ANDEREN ARBEITEN MUSS, AUCH WENN SIE EINEN NERVEN.“

KEVIN, *Schülersprecher aus Bad Säckingen*

Lernziel erreicht: „Wir haben eine sehr gute Demokratie hier“



Für Nachschub ist gesorgt: Das Rohstofflager der Rudolf-Graber-Schule

Schafwollprofis aus Bad Säckingen – mit einem ihrer Rohstofflieferanten

GIROLAMO MONTALIONE, 14: *„In unserer Schülerfirma habe ich schon so einiges gemacht. Nassfilzen zum Beispiel. Beim Kartoffelprojekt war ich auch dabei. Zum Beispiel beim Absammeln der Käfer. Unsere Kartoffeln waren richtig lecker.“*

GUISIMARIA GIACOLONE, 13: *„In der Schülerfirma mitzuarbeiten, ist viel besser als Unterricht. Ich habe zum Beispiel Wolle gesponnen und gewebt. Aber auch der Kartoffelacker war super – ich wusste vorher gar nicht, wie Kartoffeln wachsen.“*

IREM SEVINDIK, 10: *„Ich bin jetzt schon das zweite Jahr dabei. Ich habe aus Wolle Blumen und Tiere gefilzt, zum Beispiel Katzen und Mäuse. Verpacken und Verkaufen gehören auch dazu. Ich kann echt viel machen in unserer Schülerfirma.“*

UTKU UCAR, 14: *„Ich bin der Kassierer unserer Schülerfirma. Was ich da so mache? Na, Geld überweisen, Verkäufe eintragen und so weiter. Ich finde, wir stellen schöne Dinge her. Und was auch sehr wichtig ist: Jeder darf mitreden.“*

Projekte innerhalb der Schülerfirma. Ein Jahr lang haben Klasse fünf und acht zum Beispiel einen Kartoffelacker bewirtschaftet. Acht Zentner Kartoffeln holten sie am Ende aus der Erde. Lange diskutiert haben sie über die Frage: Setzen wir Chemie ein gegen den Kartoffelkäfer? Oder sammeln wir ihn ab, auch bei Regen und in den Ferien? Das Plenum entschied: Wir sammeln ab.

Zurück in Hamburg. Ein sandfarbenes Backsteingebäude aus den Sechzigern. Die Max-Brauer-Schule, eine Stadtteilschule im Viertel Bahrenfeld. Rund 1300 Schüler werden hier von gut 100 Lehrern unterrichtet; von der ersten Klasse bis – wer mag und kann – zum Abitur. An den Eingangstüren kleben Aushänge für ein Elterncafé und Schülerkonzerte. Drinnen, in der Pausenhalle, hängt Selbstgebasteltes an den Wänden und im Raum der typische, etwas abgestandene Schulgeruch. So weit, so normal.

Alles andere an der Max-Brauer-Schule, kurz MBS, ist nicht ganz so normal. Die Schüler stammen aus 30 verschiedenen Ländern. „Wir verstehen diese Vielfalt als Reichtum“, heißt es im Schulprospekt. Diese Haltung schlägt sich auch im Unterricht nieder. Im Gegensatz zu anderen Gesamtschulen gibt es an der MBS keine „innerschulischen Barrieren“, sprich Einteilungen nach Leistungsstand. Jeder lernt hier mit jedem, in seinem Tempo und entsprechend seiner Fähigkeiten und Fertigkeiten. Der eine bleibt bis zum Abitur, der andere geht mit einem Hauptschulabschluss ab.

Für Christoph Steeb, 36, ein langer Schlaks in Hemd und Jeans und seit sieben Jahren Lehrer an der MBS, ist das individuelle Lernen der Schlüssel zu einer Bildung für mehr Nachhaltigkeit. Steeb zitiert dazu den Erziehungswissenschaftler Wolfgang Klafki, der in den siebziger Jahren die Grundfähigkeiten Selbstbestimmung, Mitbestimmung und Solidaritätsfähigkeit zum Bildungsziel erklärte. Übersetzt für das Thema Nachhaltigkeit heißt das: Wer früh lernt, für sich selbst zu entscheiden und in der Gruppe mitzubestimmen, empfindet sich nicht als Rädchen in einem unbeeinflussbaren Ganzen – sondern als handlungsfähige Person. Die Schüler der MBS sollen die Welt nicht als gegeben hinnehmen. Sondern das Gefühl bekommen, etwas verändern zu können.

„BIS SICH DAS, WAS WIR HEUTE DISKUTIEREN, IM LEHRPLAN FINDET, DAUERT ES EINE GENERATION.“

CHRISTOPH STEEB, *Lehrer*

Steeb ist Gymnasiallehrer für Mathematik und Sport, hat zusätzlich die Grundschullehrerausbildung. Er unterrichtet alle Altersstufen. „Ich bin oft erstaunt über unsere Schüler“, sagt er. „Die supporten Demos und unterstützen Flüchtlingsprojekte. Die meisten sind keine Konsumenten, sondern Gestalter.“ Kinder, die nach dem Besuch anderer Grundschulen auf die MBS kommen, erlebe er oft als passiver und reaktiver.

Selbstbestimmung, Mitbestimmung – alles nicht neu. Die Begriffe tauchen in den Präambeln der meisten Lehrpläne auf. Ebenso das Thema Nachhaltigkeit. Aber wenn es in die Details geht, in Fächer und Unterrichtseinheiten, dann ist keine Rede mehr davon. Dann hängt es am Lehrer, an seiner Einstellung, ob er zum Beispiel beim Thema Insekten über das Bienensterben spricht. „Wenn ich Kinder losschicke, um in ihrer Umgebung Pflanzen zu sammeln und sie kommen mit einem Haufen Müll wieder, kann ich darüber hinweggehen – oder es zum Thema machen“, sagt Steeb.

„Es ist schon ernüchternd, wie wenig Bildung für nachhaltige Entwicklung in der Lehrerausbildung an den Hochschulen aktuell eine Rolle spielt“, sagt Achim Beule, Referent im baden-württembergischen Kultusministerium. Dabei liegt sein Bundesland, sagen Experten, weit vorne, was die Umsetzung des Themas angeht. In Baden-Württemberg hat man früher als andernorts erkannt, dass sich Projekte zu festen Strukturen wandeln müssen. Dass es nicht nur um Bildungspläne geht, sondern um ein ganzes System – von der Lehrerausbildung bis zur Schulverwaltung.

Da, wo der Hamburger Bezirk Harburg fließend ins Grüne übergeht, steht eine Schule, die das Thema Umwelt schon vor 20 Jahren zur festen Struktur gemacht hat: das Alexander-von-Humboldt-Gymnasium, kurz AvH. Das wird bereits im Foyer klar. Ein Mädchen gestaltet dort gerade ein Schild für den Kiosk der Fairtrade-Schülerfirma, überall hängen Plakate über fairen Handel, Massentierhaltung und die CO_2-Bilanz eines Pausenfrühstücks. Auch die Hausordnung hängt aus, verfasst 1998. Jeder Fünftklässler muss sie unterschreiben: „Wir verpflichten uns, an einer umweltverträglichen, nachhaltigen und zukunftsfähigen Entwicklung auf ökologischem, ökonomischem und sozialem Gebiet mitzuwirken.“

1995 wurde das AvH das erste Mal zur Umweltschule gekürt, 2015 schon zum 21. Mal. Als eine der ersten Schulen weltweit hat sich das Gymnasium 2001 nach dem hohen EU-Standard EMAS zertifizieren lassen, das Thema Umweltschutz steht schulintern verbindlich in den Lehrplänen. In der Oberstufe können die Schüler das Profil „Nachhaltigkeit in Natur und Gesellschaft“ wählen – im vergangenen Schuljahr kamen erstmals gleich zwei Kurse zustande.

Dass das so ist, liegt auch an Marlis Mauritz. Die Biologie- und Geografie-Lehrerin, gerade frisch pensioniert, hat von Anfang an dem kleinen Team von Kollegen angehört, die das Thema vorantrieben. „Wir hatten bereits in den neunziger Jahren eine unheimlich engagierte Schulleitung“, sagt Mauritz. „Die hat das Kollegium mitgerissen. Es hieß immer: Probier das doch aus! Mach da doch mit!“ Zuerst ging es vor allem ums Ressourcensparen: Wasser, Strom, Abfall. Später ganz grundsätzlich um Verantwortung. Um Gestaltungskompetenz. Heute übernehmen ältere Schüler Patenschaften für die 5. Klassen, sind bei deren Festen und Ausflügen dabei. Seit 1997 muss jeder Elftklässler ein Schulpraktikum in einer sozialen Einrichtung machen. Es gibt Austausch- und Entwicklungsprojekte mit Schulen in Gambia und Tansania. Ein paar Absolventen haben dort nach dem Abitur Freiwilligendienst geleistet.

„MAN MUSS SICH VON SEINER EGOZENTRIK LÖSEN UND GUCKEN, WER BIN ICH IN DIESEM SYSTEM, UND WAS KANN ICH DA TUN?“

DAGMAR BERGHOLTER, *Lehrerin*

Kann man sich als Schüler des AvH dem Thema Nachhaltigkeit entziehen? Marlis Mauritz stellt fest, dass trotz Aktionstagen, kostenloser Frühstücksbiomilch und Gratis-Trinkflaschen zum Wiederauffüllen immer noch zu viele Softdrinks und Brote in Alufolie in die Schule kommen. Warum fruchten bei einigen die Bemühungen nicht? „Die fünften und sechsten Klassen sind ganz stark dabei“, sagt Mauritz. „Dann kommt der Pubertätsknick. Bei den achten und neunten Klassen ist anderes wichtig. Ab der zehnten Klasse geht’s dann wieder weiter.“

Das AvH ist heute als Umweltschule, Klimaschule, Schule mit Courage ausgezeichnet. Klappern gehöre zum Handwerk, sagt Marlis Mauritz. Schulen schärfen ihre Profile auch, weil sie um gute Schüler und finanzielle Mittel konkurrieren. Wer etwas Neues anbietet, bekommt oft Unterstützung durch die öffentliche Hand. Wie beim Engelbek-Projekt: Da bezahlt das Bezirksamt Harburg einen Wasserbauingenieur, stellt eine Biologin aus den eigenen Reihen, Baumaterial und Werkzeuge, damit die Schüler das kleine Flüsschen Engelbek in der Nähe ihrer Schule fachgerecht zu renaturieren lernen. Der Bach war in den siebziger Jahren begradigt und mit einem Korsett aus Tropenholzbohlen und Folie in Form gebracht worden. Lange gab es gar keine Pflanzen mehr in der Engelbek. Heute sind die Ufer wieder umrankt von Mädesüß und gelben Sumpfschwertlilien. Es zirpt und zwitschert.

Fünft- und Elftklässler arbeiten zusammen am Bach; die Großen helfen den Kleinen. Sie tragen Wathosen und Gummistiefel, schleppen Äste und Kies, setzen Pflanzen und nehmen Wasserproben. Die Schüler errichten im knietiefen Wasser Totholzbarrieren, an denen sich Egel und Fliegen ansiedeln können. Dagmar Bergholter, ebenfalls Lehrerin am AvH, betreut das Projekt mit. Sie sagt: „Es stellt sich eine gewisse Ernsthaftigkeit ein, je länger man erfolgreich an so etwas arbeitet. Die Kinder wissen, sie tun hier etwas Sinnvolles.“ Und auch der stillste oder coolste Schüler, der im Unterricht wenig Regung zeige, werde am Bach zum Lachen oder zum Schuften gebracht. Bergholter kennt aber auch das Dilemma mit den Hamburger Rahmenrichtlinien. Je näher das Abitur rückt, desto weniger Raum bleibt für Projektarbeit im Freien. „Das ist das Konfliktfeld zwischen Anspruch und Wirklichkeit“, sagt sie.

„DIE LEITIDEE DER NACHHALTIGEN ENTWICKLUNG IST NOCH LÄNGST KEINE SELBSTVERSTÄNDLICHE BILDUNGSAUFGABE.“

ACHIM BEULE, *Studiendirektor*

Wie viel können Schulen überhaupt leisten? Fragt man einen, der das Thema außerhalb der Schule vorantreibt, ist die Antwort: „Bildung für nachhaltige Entwicklung ist ein Ansatz, der im Schulsystem nur bedingt umsetzbar ist.“ Das sagt Jens Tanneberg, Leiter des Bereichs Wissenschaft und Bildung im Klimahaus Bremerhaven 8° Ost. „Außerschulische Lernorte wie das Klimahaus sind frei von Leistungsdruck und Zensuren. Daher können wir hier viel stärker mit Emotionen und sinnlichen Reizen arbeiten.“

Das Klimahaus schickt seine Besucher an neun Orte auf fünf Kontinenten. An diesem Mittwochvormittag wimmelt es im Foyer nur so vor Kindern; 17 Schulklassen haben sich angekündigt. Grundschüler, Abiturienten, Berufsschüler. Für jede Stufe gibt es unterschiedliche Programme, die man dazubuchen kann. In der Ausstellung begeben sich die Klassen auf eine Tour rund um den Globus, immer entlang des achten östlichen Längengrades. Jeder Raum bildet Luftfeuchtigkeit und Temperatur der jeweiligen Region ab, von der Antarktis bis zum Regenwald.

Die Reise startet in der beschaulichen Schweiz vor einer schmelzenden Gletscherzunge. In Sardinien bewegen sich die Schüler zwischen übergroßen Insekten und Grashalmen durch eine sardische Wiese. Dann findet man sich im Niger wieder, beginnt in der flirrenden Hitze zu schwitzen, stolpert durch den Sand – und gleich danach weiter in den Regenwald von Kamerun. Die Ernüchterung kommt nach dem Südseeparadies Samoa: Da landen die Schüler direkt in einem Meer aus Plastikmüll. Und es wird klar: All die Schönheit, die sie in der letzten Stunde erlebt haben, wird durch uns Menschen bedroht. Was für ein Kontrast! Eindrücklicher kann man es kaum machen.

Das Konzept ist erfolgreich: Jährlich kommen rund 100 000 Schüler nach Bremerhaven. Man kann dort auch übernachten. Oder seinen Geburtstag am Südseestrand feiern. „Ich denke“, sagt Jens Tanneberg, „dass weiche Faktoren entscheidend sind, wenn es darum geht, die Zukunft nachhaltig zu gestalten. Also, dass man mit offenem Blick durch die Welt geht, die Perspektive wechseln kann, empathisch und kritikfähig ist – aber eben auch Frust aushalten kann und positiv mit ihm umzugehen lernt.“

SARAH KOCIOK, 30: *„Vor dem Studium habe ich in einer Werbeagentur gearbeitet. Aber den unmittelbaren Nutzen für die Gesellschaft konnte ich dabei nicht immer erkennen. Was ich beruflich mache, will ich mit gutem Gewissen vertreten können.“*

FRANZISKA RAUCH, 23: *„Ich würde mich nicht als Idealistin bezeichnen. Enactus gibt einfach die Möglichkeit, Dinge zu verändern. Ich habe dort zum Beispiel ein Projekt koordiniert, das aus falsch bedrucktem Papier Notizblöcke macht.“*

BASTIAN HAGMAIER, 22: *„Meine berufliche Zukunft sehe ich zwischen Wirtschaft und Nachhaltigkeit. Ob ich in ein Unternehmen gehe, weiß ich noch nicht. Ich kann mir gut vorstellen, als Berater zu arbeiten und so meine Werte einzubringen.“*

Bastian Hagmaier, 22, Student, hat sich nach dem Abi an 30 deutschen Universitäten beworben. Er suchte einen wirtschaftswissenschaftlichen Studiengang, gekoppelt mit den Themen Nachhaltigkeit und Verantwortung. An acht Hochschulen sah Hagmaier dafür Möglichkeiten. Er fuhr hin, sah sich alles an, sprach mit Studenten auf dem Campus. Und entschied sich dann für die Leuphana Universität in Lüneburg, für die Uni einer 70 000-Einwohner-Stadt am Rande der Heide.

Heute studiert Hagmaier im vierten Semester Umweltwissenschaften und VWL. Was haben ihm seine späteren Kommilitonen damals auf dem Campus erzählt? „Ich habe reihenweise Leute getroffen, die in irgendwelchen tollen Initiativen und Projekten mitarbeiteten“, sagt er. „Engagement ist hier ein fester Bestandteil der Studienkultur“. Er selbst landete schnell bei Enactus, einem weltweiten Netzwerk, in dem Studenten gemeinnützige Projekte als Social Business aufziehen. Auf dem Leuphana-Campus wirken über 30 studentische Initiativen, die sich zum Beispiel für Flüchtlinge oder den fairen Handel einsetzen.

Was macht diese Universität anders als andere? Sie hat früh angefangen, sich ernsthaft mit dem Thema Nachhaltigkeit auseinander zu setzen. Heute sind in Lüneburg Modelle etabliert, über die andere Hochschulen noch nicht einmal diskutieren. Zum Beispiel durchlaufen die Erstsemester aller Fachrichtungen gemeinsam das sogenannte Leuphana-Semester – das gleich zu Beginn des Studiums Querverbindungen zwischen Themen und Menschen knüpft, deren Wege sich sonst kaum gekreuzt hätten. In Lüneburg gibt es – einzigartig in der deutschen Hochschullandschaft – eine Fakultät für Nachhaltigkeit, eine Professur für Social Entrepreneurship und den Unesco Chair „Hochschulbildung für nachhaltige Entwicklung“.

Inzwischen kommen viele Unis, auch aus dem Ausland, nach Lüneburg, um sich das Konzept anzusehen.

„WIR HABEN HIER EINE ART SPIELWIESE, EIN REAL-LABOR, EINEN SCHUTZRAUM.“

SARAH KOCIOK, *Studentin*

Sie fragen dann häufig: Aber wie soll das im verschulten Bachelor-Master-System gehen? Ute Stoltenberg, Seniorprofessorin für Nachhaltigkeitsforschung, die das Lüneburger Profil mit aufgebaut hat, sagt dann schlicht: „Ihr müsst das mal ausprobieren! Das war ja hier auch kein Selbstgänger. Es gab großen Widerstand. Viele Lehrende hatten Angst um ihren Kanon. Aber wenn wir ein anderes Verhältnis zwischen Mensch und Natur wollen, brauchen wir eine nächste Generation, die kreativ und innovativ denken kann. Daher müssen sich die einzelnen Disziplinen viel stärker miteinander verzahnen.“

Kann man den Erfolg des Lüneburger Studienmodells messen? Die Psychologin Anna Sundermann erforscht am Unesco Chair „Hochschulbildung für Nachhaltige Entwicklung“ der Leuphana unter anderem, ob und bei welchen Lüneburger Studenten sich das Verständnis von Nachhaltigkeit im Laufe ihres Studiums verändert – und wie es sich langfristig auf ihre Persönlichkeit auswirkt. Nach Auswertung der ersten beiden Jahrgänge ist Sundermanns Zwischenergebnis: Nach dem ersten Semester nimmt die Skepsis gegenüber dem Thema ab, die Worthülle „Nachhaltigkeit“ füllt sich mit Verständnis. 65 bis 80 Prozent der Befragten glauben, dass das Thema in ihrem Berufsleben eine große Rolle spielen wird.

Moritz Meier ist auch Leuphana-Absolvent. Und seit vier Jahren Marketing-Chef bei Viva Con Agua Wasser, einer Hamburger GmbH, die 2010 ein Mineralwasser auf den Markt gebracht hat, das den Namen sozial verdient. Die Geschäftsidee ist schnell erzählt: Wer dieses Wasser trinkt, ermöglicht damit auch anderen Menschen den Zugang zu sauberem Trinkwasser. Denn ein Großteil des Gewinns fließt in Wasserprojekte auf der ganzen Welt.

Moritz Meier bestellt im Café ein Wasser, das von Viva Con Agua natürlich. Er hat sich nach dem Abitur erst einmal dort beworben, wo er gar nicht hinwollte, beim Ölkonzern Esso. Was für ihn eher eine Test-Bewerbung war, endete mit einer Zusage für ein duales Studium der Betriebswirtschaft. Vielleicht doch keine schlechte Grundlage, dachte sich Meier. Und machte das. Nach der Ausbildung blieb er noch ein Jahr bei Esso. Dann fing er ein ganz anderes Studium an. Kulturwissenschaften an der Leuphana Universität. Engagement bei studentischen Projekten. Ein Ranrutschen an das Thema nachhaltig, sozial, gut.

Er sagt, er sei glücklich in seinem Job bei Viva Con Agua. Meier ist das, was die Wirtschaft einen „high potential“ nennt. Selbstbewusst, bestens ausgebildet, clever, kreativ. Bei Esso haben sie nicht gern gesehen, dass so einer geht. Aber Meier hat auch noch etwas anderes. Eine Haltung. Den Anspruch, einen Job mit Sinn und gesellschaftlichem Mehrwert zu machen. Er würde auch wieder für einen Großkonzern arbeiten, sagt er. Vielleicht für den Hersteller eines ganz klassischen Putzmittels. Er lacht. Könnte auch sehr interessant sein. Aber als erstes würde er dort natürlich versuchen, den Verpackungsmüll zu reduzieren. Und von der ganzen Chemie wegzukommen.

Letzte Station vor dem Job: Studenten sind oft noch auf der Suche nach ihrem Platz in der Gesellschaft. Eine Phase, in der die Wachstumsbedingungen für die Idee der Nachhaltigkeit ziemlich gut sind